

war erschüttert, denn ich glaubte, sie hätte schon Kinderchen so früh im Jahr; vielleicht sieben, acht Kleiberkinder ohne Nahrung, ohne Hemde; hurtig kam sie wieder, überste ein wenig und sagte wieder drei Samen; aber das Vieh log, denn es hat dieses Dreien fortgesetzt bis heute; ich denke mir, die damitert. —

Manchmal ist die ganze Bande wie weggeblasen. Dann erscheinen Grünlinge. Das sind Herrennaturen. Nichts apartes; sitzen flugs mal mit den Bettern, mit Sperlings, mitten auf der Fahrstraße, man weiß schon, wo; aber am Fenster spielen sie sich auf in ihren gelbgrünen Fräcken und haben die große Klappe.

Wie bescheiden sind dagegen die Buchfinken. Mir scheint, daß diese hier in der Gegend ihre ländliche Einfachheit bewahrt haben; in Dresden ist dies weniger der Fall. Ich kannte da einen im Großen Garten, er war Stammgast in der Forrwirtschaft, der unterschied hoarscharf zwischen Semmel und Streuselkuchen; oft haben wir die Probe gemacht, er bestand sie immer, er gehörte zur Marke „Kluger Vogel“. Den hiesigen Finken sind bergleichen großstädtisch-raffinierte Genüsse unbekannt, sie leben von Nuskernen und ähnlichen schlichten Sachen.

„Je größer, je dümmere“ gilt in der Vogelwelt, denn die großen Amseln sind offenbar die Minderbegabten. Dummihüchtern, saghaft, unentschlossen hocken sie beiseite am Futterplatz im Garten; ans Fenster kommen sie schon garnicht. Dabei sind sie durchaus nicht wählerisch, schließlich aber merken sie auch, was gut schmeckt. Ich kannte eine Amsel in Meißner; sie verbrachte die Wintermonate meist auf einem Balkon und ernährte sich von Rindstalg und großen Rosinen. Eine gute, alte Dame lockte sie ihr als Ersatz für das mangelnde Obst. Gott hab' sie selig, alle beide. Sie wohnten am Baderberge.

G. Karl.

Im Narrenhäuschen.

Anekdote aus Dresdens Vergangenheit
von Regina Verthold.

Ein junger Gutsbesitzer aus dem Dorfe Gruna bei Dresden hatte auf dem Viehmarkt zu Altendresden ein recht gutes Geschäft gemacht und trug im Wams einen gut geschnittenen Beutel mit Gulden. Aber all die schönen Geldstücke mit beimzunehmen und zu verwahren, behagte ihm nicht. Wozu war man jung, lebenslustig und einmal ohne Aufsicht von Vater und Ahn im schönen Dresden? — Ei, so ein reizendes Dirnlein im Arm halten, Wein und die noch süßeren Genüsse der Liebe zu kosten, das war wohl einige Gulden wert!

Und da schlenderte auch auf dem Altmarkt so ein reizendes Frauentzimmer in einiger Entfernung. Hochgebaute Mädchen trug sie, Stöckelschuhe und auf dem gepuderten Haar saß lock ein Rosenblüthen. Sie hatte ihn aus schwarzen Schlehenaugen angeschaut, daß es ihm über den Rücken gelaufen war.

Ob er —? Nun, den Hals konnte es nicht kosten!

Er sprach sie mit zierlichen Worten an, was ihm, da er sonst nur mit Bauernmäd-

chen zu reden pflegte, ziemlich schwer ankam. Aber sie nahm es ihm keineswegs übel, legte zutraulich den Arm in den seinen und lud ihn ein, mit in ihre Wohnung in der Badergasse zu kommen. Konnte der Bauersohn wohl mehr verlangen? Er schaute die hübsche Dame entzückt von der Seite an, zählte die Schönheitspflasterchen auf Wangen und Nasen, sah die gepuderte Locke, den weißen Hals umschmeichelnd und währte, er sei der glücklichste Mann auf Erden.

Er war es für kurze Stunden. Als er zur Dämmerung berauscht von Wein und Liebe seinen Schimmel im Hof der Berberge bestieg, um noch vor Nacht daheim anzukommen, ahnte er nicht, wie sehr seinem Rausch der Rabenjauner folgen sollte. Triumphierend berichtete er dem Vater und Ahn von seinem guten Geschäft, zählte fürsorglich von der vereinnahmten Summe die Gulden ab, die ihm sein süßes Abenteuer gelohnt und wollte eben den gespannt ausschauenden Familienoberhäuptern das schöne Geld hinschütten, als er vergebens in allen seinen Taschen zu suchen begann und endlich gewahrt wurde, daß es gestohlen sei!

O weh, nun kam alles an den Tag und der junge Unerfahrene mußte seinen Leichtsinne eingestehen. Ernüchtert legte er am nächsten Tag den Weg nach Dresden wieder zurück und klagte gegen das Mädchen, daß er noch am Tage vorher in heißer Liebe geküßt und geheiratet hatte. Er hatte sich die Wohnung wohl gemerkt, gewiß für einen späteren Wiederbesuch.

Die Dirne gestand dann endlich den Diebstahl ein und gab das Geld, von dem sie erst einen kleinen Teil verbraucht hatte, zurück. Aber die Justiz der damaligen Zeit schrieb noch eine Sühne vor.

Da stand auf dem Neuen Markt ein festes Häuschen, wie ein Käfig geformt, rund um mit Gitterwerk. Es ging auf einer Drehe, so daß es, im Vorübergehen angestrichen, den Insassen von allen Seiten zeigte, — das sogenannte Narrenhäuschen. Eine Inschrift gab seinen Zweck kund:

Das Narrenhaus verordnet hat
Ein ehrbar' Rat in dieser Stadt,
All denen zu Straf und Ehen,
So Gott den Herten ohn' Buß und Reu'
Verachten. Die am Markte stehen
Und auch etwa spazieren gehn,
Oder sitzen beim Brantwein,
Wenn des Sonntags in der Gemein'
Gepredigt wird göttliches Wort;
Auch denen, so werden gehört
Des Nachts, daß sie sich erzeigert
Auf den Gassen mit viel Schreien.
Oder daß sie treiben Unfug,
Gleich als wären sie nicht halb klug,
Verwarnt sei auch die Jugend,
Daß sie meide alle Untugend,
Denn wer da handelt wider Gott,
Wird hier tragen Hohn und Spott
Es sei gleich Knab', Weib oder Magd
Daß laß ihm jeder sein gesagt.

In diesem Käfig saß denn auch das reizende Fräulein, aber nicht mit Locken, Schönheitspflasterchen und Reifrock, sondern mit verwirrttem Haar und itterem Blick, denn Soldaten und Gassenbuben ließen es an Wurf-

geschossen von faulem Obst, Stroh oder gar Steinen nicht fehlen und ehrliche Frauen, die vorübergingen, spien sie im Besitz ihrer Tugend verächtlich an. Und als der Tag im Narrenhäuschen überstanden war, bekam die Dirne ein Schellenhalsband umgelegt und mußte so den Altmarkt lehren. Dann erst hatte sie ihre Schuld verbüßt.

Wenn in unsrer Zeit noch solche Justiz geübt würde, wie sauber würde da der Altmarkt sein! Aber ein Narrenhäuschen? — Ei, da würden wohl hundert nicht reichen!

Familienforschung.

Von Willy Reichelt, Dresden.

In früherer Zeit wurde die Familienforschung meist als ein Vorrecht des Adels oder hervorragender Personen angesehen. Verhältnismäßig selten traf man auf eine bürgerliche Familiengeschichte oder Stammtafel aus einfachen Kreisen. Heute ist die Zahl derer, die dem Ursprung und der Geschichte ihrer Familie nachgehen, in allen Schichten stetig im Wachsen. Dies zeigt sich auch in den immer häufiger werdenden Gründungen von Familienverbänden und dem Abhalten von Familien- oder Sippen tagen. Wie viele Menschen aber gibt es noch, denen es gleichgültig ist, wer ihre Vorfahren waren, die kaum die Namen der Großeltern kennen, die nicht wissen, woher ihre Familie gekommen ist. Und dies sogar in den gebildeten Kreisen. Aber sie erwarten von ihren eigenen Kindern und Enkeln, daß sie einmal von ihnen nicht vergessen werden, daß ihr Andenken in Ehren gehalten werde. Ist es nicht einfach eine Pflicht der Dankbarkeit, den Spuren unseres Geschlechts zu folgen, die Ahnen festzustellen und aufzuzeichnen, deren Blut wir haben, von denen wir Eigenschaften und Anlagen vererbt bekamen, denen wir unser Dasein verdanken? Man frage nicht; was bringt mir solches Forschen ein, welchem materiellen Nutzen habe ich von der Aufstellung einer Stamm- oder Ahnentafel? Wer in jeder Beziehung Ordnung hält, wird von selbst gewissenhaft jede Urkunde bewahren, alle Familiennotizen sammeln, um bei gegebener Zeit schnell alles bei der Hand zu haben, wenn es sich um Nachweisungen der Abstammung handelt, sei es bei einem Erbfall, sei es bei der Bewerbung um ein Stipendium oder zum Nachprüfen von Verwandtschaften überhaupt. Wer nicht aus Eigennutz, sondern aus Freude an der Forschung die Wurzeln des Geschlechts auskratzt, der wird bald eine Lieblingsbeschäftigung darin finden, alles über die Vorfahren zusammenzutragen, um den „Stammbaum“ der Familie aufzuzeichnen, blühen und gedeihen sehen, er wird seine Gedanken aus der trüben Gegenwart in die Zeit verlegen, da der Großvater die Großmutter nahm, wo man noch mit der Postkutsche fuhr, behaglich und beschaulich lebte, um Anteil nehmen an den Schicksalen der Vorfahren. Wir dürfen nicht danach fragen, ob es sich verlohnt, ob hervorragende Leute darunter waren, wollen uns vielmehr an das Wort C. v. Haase's erinnern: „Es ist auch eine Gottesgabe, einer Familie anzugehören.“